

*... aber der Zigarettenrauch hat sich in den Gardinen verfangen, sich in den Vorhängen verstrickt, wie ein Verbrecher ist er hineingekrochen und kommt nicht mehr heraus und wird mich verraten, mich, seinen besten Freund ...*

Den Garten neu angelegt. Dem Hausherrn geholfen, einen Fahrradschuppen zu zimmern, weil mir die Fahrräder so leid getan haben, da sich nach jedem Regenguss der Rost hineingefressen hat. Hätte ich nicht tun müssen, als Hausmeister, oder? Hausmeister müssen nicht helfen, Fahrradschuppen zu zimmern, oder?

Was ich hier alles geleistet habe. Rasenmähen, Heckenschneiden, Fahrräder und Autos instand halten. Gartenschlösser reparieren, Keller auspumpen, kaputte Fenster und Armaturen austauschen. Machen Sie dies! Machen Sie jenes! Kommen Sie schnell! Das Meerschwein hat sich verletzt! Mein Vogel ist aus dem Käfig entkommen! Der Hamster braucht dringend Futter! Er hat Hunger. Ja: »Besorgen Sie mir schnell ein Zwerghamsterfutter!«, hat mich unlängst eine Mietpartei angeschnauzt: »Besorgen Sie mir schnell ein Zwerghamsterfutter! Mein Zwerghamster hat Hunger. Oder möchten Sie, dass mein Zwerghamster verhungert?« Zwerghamster, Zwerghasen, Zwergmäuse, Zwergpudel, ich kenn mich schon bald nicht mehr aus. Zugegeben, das Haus, welches ich besorge, ist nicht sehr groß und die Wohneinheiten eher klein, aber Haustiere sind laut Mietvertrag sowieso verboten, und die Hausfrau drückt nur ein Auge zu. Jawohl. Bei mir würde sie kein Auge zu drücken. Ich muss mich mit meinem Gartenzwerghamster

zufrieden geben. Vielleicht bin ich auch gar kein Hausmeister, sondern nur ein nützlicher Idiot, denke ich mir manchmal.

Nein, ich bin doch Hausmeister und kein nützlicher Idiot. Man muss sich ja nicht noch selbst schlechter machen. Auch dass ich eine Kellerwohnung bewohne, spricht als Indiz für den Hausmeister, weil Hausmeister wohnen bevorzugt in desolaten Kellerwohnungen. Hausmeister leben ja vorwiegend in tristen Verhältnissen, bzw. lebten, weil die Spezies der Hausmeister von den tristen Hausbesitzern zum Aussterben verurteilt worden ist; weil man heute selbst die tristesten Hausmeisterwohnungen an diverse Zuwanderer aus Triest, nein, das haben Sie gesagt, ich sage aus Czenstochau, gewinnbringend vermieten kann.

So muss ich mir meine Dienstkellerwohnung mit einem halbwüchsigen Erwachsenen und mit meiner kranken Mutter teilen – 15 Quadratmeter, mit nur einem Leibstuhl.

Auch ich selbst bin, habe ich unlängst am Flur munkeln hören, von der Kündigung bedroht. Auch mich wollen sie loswerden, auf die Straße setzen und an meiner Stelle eine Reinigungsfirma beauftragen. »Gehen Sie doch, wenn Ihnen etwas nicht passt!«, sagt die Hausfrau neuerdings. »Ich werde mich scheiden lassen. Dann müssen Sie ausziehen und sich eine andere Wohnung suchen«, schreit sie mich an. »Aber, gnädige Frau, ich bin doch mit Ihnen gar nicht verheiratet, da muss ein Missverständnis vorliegen.«

Mich werden sie so schnell nicht los. Auch mache ich nur mehr Dienst nach Vorschrift. Einmal im Jahr die Hecke schneiden genügt. Einmal im Monat die Stiege kehren, ist mehr als genug. Ist eine Glühbirne

kaputt, lasse ich mir extra Zeit, sie auszuwechseln. Und was den erwachsenen Halbwüchsigen betrifft, so kann ich mir zugutehalten, dass ich immer ein sehr fleißiger Hausmeister war und mir eine Kleinigkeit an Barem auf die Seite legen konnte. So wäre ich in der Lage, meinem halbwüchsigen Erwachsenen eine Wohnung zu besorgen, ja, eine richtige Wohnung, vielleicht sogar im 1. Stock oder zumindest Hochparterre. Aber nein, er will nichts davon wissen. Nicht um die Burg. »Schleich di mit deiner Wohnung. Ich will keine Wohnung. Kapiert das doch endlich!«, schreit er mich an, wenn ich die Sprache darauf bringe. Auch den Vorteil eines eigenen Leibstuhles, den er dann ganz allein benützen könnte, will er nicht einsehen. Natürlich ist meine Wohnungsidee nicht ganz selbstlos. Es ist schon eine versteckte Berechnung dabei. Würde er mein Angebot annehmen, müsste ich den vorhandenen Leibstuhl nur mehr mit meiner Mutter teilen. Das wäre von Vorteil, und meine Mutter würde sich weniger aufregen, und hätte weniger Angst, sich mit einer Erkrankung anzustecken, wenn die Freunde meines halbwüchsigen Erwachsenen sich den Leibstuhl ausborgten, natürlich nicht zum Verrichten der Notdurft, sondern als Sitzgelegenheit. Aber das versteht meine Mutter nicht. Dass er nur zum Sitzen ausgeborgt wird, darüber schüttelt sie bloß den Kopf und meint: »Ich würde mich grausen, auf einen fremden Leibstuhl zu gehen.«

So, Sie müssen mich kurz entschuldigen, ich muss einmal schnell in den Keller, in die Hausmeisterwohnung. Ja, Sie haben es erraten, um meine Mutter auf den Leibstuhl zu setzen. Zweimal am Tag muss ich meine Mutter auf diesen Leibstuhl setzen. Ich werde

ja dafür bezahlt. Ich bekomme dafür Pflegegeld, ich bin sozusagen ein bezahlter Leibstuhlsetzer. »Sie bekommen ja so viel Pflegegeld«, pflegt die Hausfrau manchmal zu sagen, »so viel Geld für so wenig Arbeit.«

So, da bin ich schon wieder. Zur Zeit ist die Hausfrau nämlich, Entschuldigung, nicht abwertend gemeint, die Hausinhaberin, verreist. In diesem Fall bekomme ich den Wohnungsschlüssel, um die Katzen zu füttern und nach dem Rechten zu sehen. Dann packe ich manchmal die mir von meinem Bruder, einem Reiseschriftsteller, geborgte Schreibmaschine, setze mich auf die Mansarde, um Gedichte zu dichten und meine Schreibmaschinenkenntnisse von einem Jahr Handelsschule aufzufrischen. Gerne hätte ich mich auch einmal an den Computer der Hausfrau gesetzt, aber sie hat gleich kopfschüttelnd abgewehrt: »Was brauchen Sie einen Computer?«, und noch mal: »Was brauchen Sie einen Computer, Herr Josef?!« Lustigerweise hat das meine Frau früher auch gesagt: »Wozu brauchst du einen Computer?« Ist doch ein merkwürdiger Satz: »Wozu brauchst du einen Computer?« Die Schreibmaschine ist wie gesagt von meinem Bruder geborgt, einem anerkannten Reiseschriftsteller, der jede Woche in der Kärntner Kleinen Zeitung seine Reiseberichte veröffentlicht, so wie vormalig Humbert Fink, Sie wissen ja, Friaul und Julisch Venetien. Er, ein Fink-Nachfolger sozusagen ... um Gottes willen, das hätte ich nicht schreiben dürfen ... Vergessen Sie das sofort wieder! Humbert Fink war sein Todfeind! Wenn das meinem Bruder zu Ohren kommt, dass ich auf seiner Schreibmaschine so einen »Scheiß« fabriziere, er würde sofort kommen, um meine bzw. seine Schreibmaschine zu

zerstören. Er würde sie auf den Boden schmeißen und in alle Einzelteile zerlegen. Niemals mehr würde er auf einer Schreibmaschine schreiben wollen, auf der geschrieben wurde: »Er, ein Fink-Nachfolger.«

Aber Sie wissen ja: Dichtung und Wahrheit liegen oft weit auseinander. In Wirklichkeit ist er ein Bernhard-Nachfolger. Das weiß heute schon jeder Mittelschüler. Doch mein Vater hat immer gesagt: »Die Dichter und Zeitungsschreiber san ollas Liagner.« Und auch: »Dichten und Liagn gengan iba a Stiagn.« Ja, endlich der Vater – aber nur kurz, denn den Vater hat schon der Bernhard-Nachfolger gepachtet für seine Dichtkunst. Mir hat er die Mutter überlassen, zum Arschauswischen, ich bekäme ja so viel Pflegegeld, hat er gesagt, und ich habe ihm geantwortet: »Nimm doch du das Pflegegeld mitsamt der Mutter, wenigstens für zwei Monate im Jahr!« Aber er: »Nein, nein, du bist bedürftiger. Du hast eine große Familie, die das Pflegegeld braucht.« So edel ist er. Und eine Schreibmaschine hat er mir auch geborgt. Und ich, ich bin undankbar und schreibe: »Er, ein Fink-Nachfolger«. Nein, ich muss hin zu ihm, um mich zu entschuldigen. Heute noch, mit Tränen in den Augen. Ich werde seine Hand nehmen, sie küssen, und werde sagen: »Du hast so viel getan für mich, und ich bin so undankbar.« »Aber das ist nichts im Vergleich zu dem, was du für mich getan hast, lieber Bruder«, würde er zynisch meinen. Ich kenne ihn ja. Er könnte gut auf seine Haustüre schreiben: »Thomas Bernhards Nachfolger. Dichtungen aller Art.«

Wenn die Hausfrau verreist ist, erlaube ich mir manchmal sogar, meine Mutter vor die Haustüre ins Freie zu setzen. Selbstverständlich nur, wenn die

Hausfrau nicht da ist, denn Sie müssen wissen: die Hausfrau kann meine Mutter nicht leiden, weil diese haart, ja, sie verliert ihr Haar. Gut, aber die Katze der Hausfrau, die ich einmal beobachtet habe, bei einer Einladung zu einem Dienstessen, verbreitet ihre Haare bis in das Kochgeschirr der Frau Hausfrau. Und wenn sie im Katzenkistl ihren Kot verscharrt hat, steigt sie mit den Kotpfoten über den schon gedeckten Tisch, mitten über Teller und Gabeln, um sich ein Stück Salami vom Vorspeisenteller zu stehlen. »Aber geben Sie doch Ihre Mutter ins Pflegeheim«, pflegt die Hausfrau zu sagen. »Geben Sie sie doch in das Pflegeheim. Sie sehen ja, es ist hier kein Zustand. Dauernd diese Haare im Garten.« »Geben Sie doch Ihre Katze ins Tierheim, oder essen Sie gerne Katzenhaare und Katzenkot?«, sage ich, nein, sage ich nicht, denn wer will schon in Zeiten wie diesen seinen Hausmeisterposten verlieren. Aber denken tu ich mir schon: »Es gibt doch Unterschiede zwischen Mensch und Tier.« Nicht, dass ich nicht tierlieb wäre. Wirklich, sehr gerne hätte ich früher für meine zwei Kinder – aus zweiter Ehe, aber aus erster Hand – ein Meer-schweinderl und ein Zwerghaserl genommen. Pädagogisch sei das wertvoll, habe ich einmal in einer Wald- oder Dorfschule gehört, so genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Pädagogisch wertvoll, die Verantwortung für ein Tier zu tragen, menschen- und charakterbildend. Aber nichts war zu machen, die Frau Hausfrau dürfte schlechte Erfahrungen mit ihrem Mann aus erster Ehe gemacht haben, welcher immer Haustiere für seine Kinder angeschafft hat, ohne sich darum kümmern zu wollen, und kein Geld für das Futter soll er gehabt haben, weil arbeitslos. Schlechte Erfahrungen wird sie gemacht haben. Die

Tiere, Ratten, Meerschweine, Katzen, habe sie selbst betreuen müssen. Die Ratten hätten das Gewand zer-bissen und die Hasen und die Katzen hätten überall hingebrenzt. Selbst durch meine Versicherung, ich würde mich sicher um alles kümmern, war sie nicht zu überzeugen gewesen. So habe ich es aufgegeben, für meine Kinder aus zweiter Ehe einen Leibstuhl zu ... nein falsch, pädagogisch wertvolle Haustiere zu besorgen. In späteren Jahren habe ich nochmals um ihr Einverständnis gefragt, einen Hund nehmen zu dürfen, aber nachdem sie mir daraufhin mit der Schei-dung gedroht hat, habe ich den Nicht-Hund der Nicht-Scheidung vorgezogen. – Aber ich muss jetzt Schluss machen mit meiner Dichtkunst, denn die Hausfrau kommt aus dem Urlaub zurück.

Grüß Gott! Schöne Reise gehabt? Aber regen Sie sich doch nicht über die Haare auf! Die Mutter ins Pflegeheim? Gnädige Frau, und ohne das Pflegegeld?! Wie Sie wissen, bin ich ja noch sorgepflichtig für die Kin-der aus zweiter Ehe. Der eine braucht einen Führer-schein, der andere muss zum Augenarzt. Während der eine noch beim Augenarzt ist, braucht der andere bereits eine Stereoanlage. Kaum hat der andere seine Stereoanlage, braucht der eine Taschengeld für die Englandreise. Ist er aus England zurück, gnädige Frau, braucht er neue Schuhe, hat er die neuen Schuhe, muss ich zum Psychotherapeuten. War ich beim Psy-chotherapeuten, muss ich zum Physiotherapeuten, wegen dem Kreuz. Sie wissen ja, treppauf, treppab gebückt den Boden aufwaschen. Und die Mutter ins Pflegeheim. Wer soll das dann alles bezahlen? Der Hausmeisterlohn ist ja auch nicht die Welt. Zuge-geben, ich zahle hier keine Miete, wofür ich auch

durchaus dankbar bin, und die Haare werde ich schon wieder entfernen, aber die Kinder, man will ja, dass es ihnen einmal besser geht, gnädige Frau. Die Mutter ins Pflegeheim? Die Frau aus zweiter Ehe arbeitet zwar seit einem Jahr in einer Kinderbetreuungsstelle, aber so viel verdient man / frau dort auch nicht. Und Kinder kosten Geld, gnädige Frau. Sie wissen ja, meine zwei Kinder aus zweiter Ehe sind sehr musikalisch. Braucht der eine Geld für die Musikschule, braucht der andere einen neuen Geigenbogen; und hat er den Geigenbogen, braucht auch der Sohn aus erster Ehe Geld für seinen Musikprobekeller, weil die Kinder aus erster Ehe ebenfalls musikalisch begabt sind, wenngleich nicht so hochbegabt wie die aus zweiter. Gnädige Frau, Begabung gehört doch gefördert, habe ich einmal in einer Wald- oder Dorfschule gehört. Können Sie mir beipflichten? Ja, Sie sagen natürlich: »Rauchen und trinken Sie nicht so viel, dann könnten Sie sich sogar ein Auto leisten!« Aber ich trinke und rauche und gehe zu Fuß oder fahre mit dem Rad. Doch den Kindern soll es einmal besser gehen, schauen Sie doch, Ihre zwei Kinder aus erster Ehe haben sogar eine Privatschule besucht: eine Wald- oder Dorfschule, so genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Nein, eine Privatschule, da kann ich nicht mithalten, nicht einmal für eine Maturaschule reicht mein Hausmeistersalär. Ich bin schon zufrieden, wenn die öffentliche Schule absolviert wird, und Nachhilfestunden sind teuer. Braucht der eine Englischnachhilfe, braucht sie der andere für Mathematik. Fährt der eine auf Schikurs, fährt der andere Snowboard. Gott sei Dank brauchen Sie keinen Computer, weil da könnte ich nicht mehr mithalten, gnädige Frau, und meine Frau aus zweiter Ehe mit ihrer Arbeit

in der Kinderbetreuungsanstalt verdient halt auch nicht sehr viel. Aber ich schaffe es schon. Und die Haare räume ich selbstverständlich noch weg.

Ganz kostenlos ist die Dienstwohnung ja auch wieder nicht. Sie kostet mich zumindest viele Nerven, vielleicht Jahre meines Lebens. Immer der Ärger mit den Mietparteien: Reparieren Sie den Wasserhahn, wechseln Sie die Glühbirne aus. Manche Parteien machen mich sogar dafür verantwortlich, wie es in ihren Wohnungen aussieht: »Warum schaut es in meiner Wohnung immer nur so aus? Können Sie nicht Ordnung halten?«, pflegt die Dame aus dem 3. Stock mir regelmäßig zu sagen. Und das Gejohle der halbwüchsigen Erwachsenen Samstagnacht vor meiner Türe. Fürchterlich, sage ich Ihnen, fürchterlich. Meine arme Mutter! »Schleich dich ins Pflegeheim!«, schreit ein ganz Gerissener immer durchs Schlüsselloch. »Schleich dich ins Pflegeheim!« Ja, Sie lachen. Aber so lustig ist das nicht. »Ziehen Sie doch aus, wenn es Ihnen hier nicht passt, und hausmeistern Sie woanders«, sagen sie. Das ist doch unerhört. Eine Frechheit sondergleichen: »Hausmeistern Sie woanders!« Das könnte ihnen so passen, dass ich meine kostenlose Dienstwohnung hier aufgebe. Aber das eine sage ich ihnen noch: Wenn mich das Bürschchen von letzthin nochmals angreift, nur weil ich ihn zurechtweise, keine Zigarettenstummel auf den Boden zu werfen, rufe ich die Polizei. Ja, das mache ich, ich rufe die Polizei. Denn beim Hemdkragen hat er mich gepackt und gebrüllt: »Sie haben hier überhaupt nichts zu sagen! Das ist nicht Ihr Haus.«

So wird umgesprungen mit mir. Manchmal denke ich mir: »Alle scheißen dir auf den Kopf, weil du dir

auf den Kopf scheißen lässt, nur um die kostenlose Dienstwohnung nicht zu verlieren.«

Ach, du liebes Lottchen, jetzt habe ich doch völlig die Zeit übersehen, in zwei Stunden landet die Hausfrau am Flughafen. Und in der Mansarde schaut es noch aus. Jetzt, mach schnell, sage ich mir, jetzt ist Feuer am Dach. Schnell das Geschirr waschen, den Hof fegen, die Wäsche aus der Waschmaschine nehmen, die Haare im Hof einsammeln, nur ja nicht auf die Haare vergessen! Vergisst du auf die Haare, bist du geliefert, dann kannst du »Josef, lieber Josef mein« singen, sage ich mir.

Die Mansardenfenster aufreißen und lüften, lüften. Aber das Lüften wird umsonst sein, alles andere werde ich schaffen, aber der Zigarettenrauch hat sich in den Gardinen verfangen, sich in den Vorhängen verstrickt, wie ein Verbrecher ist er hineingekrochen und kommt nicht mehr heraus und wird mich verraten, mich, seinen besten Freund, und meine Mutter muss ich auch noch machen, ach, du liebes Lottchen, die Hausfrau wird merken, was in ihrer Abwesenheit in der Mansarde vorgefallen ist: »Aha, hat der Josef wieder gedichtet, tut der Josef wieder dichten«, wird sie sagen. »Aber dichten Sie ruhig, dichten Sie nur, es glaubt Ihnen sowieso niemand ein Wort. Es wissen doch alle hier im Haus, dass Sie nicht normal sind.«

So kann es einem gehen, wenn man dichtet. Der Verleger erst wird Augen machen, wenn ich ihm meine Gedichte zeigen werde. Was? Der kleine Bruder von diesem berühmten Reiseschriftsteller sind Sie? Und Sie dichten auch?

Ja natürlich dichte ich, weiß er das nicht? Und da ich einmal gehört habe, dass man auch mit Dreistigkeit ans Ziel kommen kann, werde ich sagen: »Ich

habe schon gedichtet, da waren Sie noch gar nicht auf der Welt.« »So so«, wird er mit tiefer Stimme antworten und ehrfurchtsvoll einen Blick auf mein Manuskript werfen. »Ja, eindeutig, das ist von Ihnen, das kann nur von Ihnen sein.« »Ja, sehen Sie, ich lüge nicht, ich dichte wirklich. Der Bruder von Udo Jürgens ist Maler, und der Bruder von meinem Bruder ist Dichter. Eigentlich bin ich ja auch Maler, ich male ja Heiligenbilder, also bin ich Dichter und Maler zugleich.« »Aber waren Sie schon einmal in Psychotherapie?«, wird mich der Verleger mit noch tieferer Stimme fragen und mich durch seine dicke Brille anlotzen ...

Mit der Mutter ist es auch nicht einfach. Mit zweimal Leibstuhlsetzen pro Tag ist es ja nicht getan. Ich muss für sie kochen, waschen, putzen, ihre Haare und Nägel schneiden. Zu meinem Hobby, zum Heiligenbildermalen, komme ich nicht mehr. Ja, früher habe ich ein Heiligenbild pro Woche gemalt und verkauft, heute male ich keines mehr, geschweige denn verkaufe ich eines. Heute bin ich völlig auf das Pflegegeld für meine Mutter angewiesen. Manchmal denke ich mir, ich sei selbst der Pflegefall und bezöge mein eigenes Pflegegeld. Selber schuld, am Anfang habe ich mir gedacht, es sei doch ein leicht verdientes Geld. Ich halte meine Mutter fit, damit sie mir nicht ins Bett schießt, eine Zehe Knoblauch, ein Apfel und eine Zitrone pro Tag für die Gesundheit und täglich Mobilitätsübungen am Gehgerät. Es funktioniert, meiner Mutter geht es besser als eh und je, besser als vor zehn Jahren, als mein Vater noch gelebt hat und sie Pflegestufe sechs gewesen wäre. Ich habe mich mühsam an Pflegestufe vier herangearbeitet. Sie ist

fast gesund und ich bin kaputt. Lange halte ich es nicht mehr aus, ihr ewiges »Josef, bitte komm«. Reagiere ich nicht, sagt sie: »Josef, bitte komm und hilf deiner armen Mutter.« Jetzt reagiere ich meistens und antworte: »Aber du bist ja nicht arm, du bekommst eh so viel Pflegegeld.« Wenn ich bei Stufe zwei allerdings nicht reagiere, kommt gleich Stufe vier: »Hilf deiner armen und kranken Mutter! Josef, hilf deiner armen und kranken Mutter, du bekommst ja das Pflegegeld!« Jetzt muss ich reagieren, denn ich habe ein strenges Über-Ich, dafür hat die Mutter schon beizeiten vorgesorgt. Und Pflegegeld kassieren ohne Leistung?

»Stirb doch endlich«, denke ich mir in diesen Momenten. Da meine Frau in der Kinderbetreuungsstätte arbeitet und ich außerdem mein Fahrrad verkaufen kann, sind wir auf das Pflegegeld gar nicht angewiesen. Ich werde den Knoblauch, die Äpfel und Zitronen absetzen; und sollte es nichts nützen, fahre ich mit ihr hinauf auf die Franz-Josefs-Höhe am Großglockner und stürze sie in eine Gletscherspalte.

Ich sehe sie schon vor mir, die Straße hinauf zur Franz-Josefs-Höhe. Den letzten Kurven am Ende des Mölltales entlang, dann leicht bergauf nach Heiligenblut, und dann, Welch ein Anblick! Nein, nein, noch nicht die Franz-Josefs-Höhe. Bei dieser würde es ja heißen: »Welch ein Ausblick!« Aber jetzt heißt es noch: »Welch ein Anblick!« Die Kirche von Heiligenblut, ein Gipfelpunkt alpiner Heiligkeit, großartig – und gleich über der Kirchturmspitze die Spitze des Großglockners, in ewiges Eis gehüllt, ein Wunderwerk unseres göttlichen Baumeisters. Wie viele Tschechen und Slowaken haben wohl hier schon ihr Leben gelassen, weil sie in Halbschuhen diese Berg-

kathedrale bezwingen wollten? Der Großglockner kennt da keinen Spaß. »Lubomir S. aus Czenstochau, am Eisleitl ausgerutscht und 200 m über felsiges Gelände abgerutscht ...« wird dann in der Kleinen Zeitung stehen und der Osttiroler Bote wird hinzufügen: »... wobei sein Körper mehrmals am Fels aufschlug.« Oder: »Frantisek K. aus Mährisch-Ostrau konnte nicht mehr vor und nicht mehr zurück ...«

Die Kirche von Heiligenblut, welch ein Anblick. »Nein, Josef, was du alles für mich getan hast!«, höre ich meine Mutter sagen, und ich werde ihr antworten: »Nein, es ist nichts gegenüber dem, was du für mich getan hast.« Ich werde ein letztes Erinnerungsfoto »Mutter im Rollstuhl vor Heiligenbluter Kirche, im Hintergrund der Großglockner« machen, oder – falls es mir zu mühsam wird, die Mutter aus dem Auto in den Rollstuhl zu heben – auch nur »Rollstuhl der Mutter vor Heiligenbluter Kirche, im Hintergrund der Großglockner«. Aber dann, hurtig bergauf, vorbei an Murmeltier, Adler und Auerhahn, der Steinbock kommt erst in der vorletzten Kehre, der so genannten Steinbockkehre, und dann – welch ein Ausblick!, ich habe es Ihnen ja gesagt: welch ein Ausblick: die Franz-Josefs-Höhe! Das große Plateau mit der mächtigen Fahnenreihe und der Gletscher, dieser großartige Gletscher. »Nein, Josef, was du für mich getan hast!«, wird meine Mutter sagen. Und ich werde ihr antworten: »Nein, es ist nichts im Vergleich zu dem, was du für mich getan hast.«

Jetzt nur nicht schwach werden. Mach es schnell und kurz, damit du nicht so lange leiden musst, werde ich mir denken. Und dann hinaus auf den Gletscher. Riesige Gletscherspalten. Platz für Hunderte von Rollstühlen ...